

# DEN MENSCHEN IN SEINEM ALTERN UND SEINEM STERBEN WÜRDIGEN\*

Die Pflege von behinderten, alten, kranken und sterbenden Menschen verlangt immer mehr Professionalität und Differenzierung. Wenn der Mensch aber von einer Vielzahl spezialisierter Fachleute behandelt und gepflegt wird, besteht die Gefahr, daß er nicht mehr ausreichend als ganzer mit seiner persönlichen Lebenssituation gewürdigt wird. Aber nicht nur die Beziehung der Pflegenden und Ärzte zum Kranken, sondern auch die Beziehung der heilenden und pflegenden Berufe untereinander und ihre Zusammenarbeit inmitten dieser Vielfalt wird mehr und mehr zum Problem. Jede Störung in der Kommunikation der verschiedenen heilenden Berufe geht zu Lasten des Patienten.

Das überproportionale Anwachsen des Bevölkerungsanteils von alten und sehr alten Menschen hat seit vielen Jahren eine interdisziplinäre Forschung auf den Plan gerufen. Die Motivation dieser sehr vielschichtigen Forschung besteht wohl überwiegend in der als ethisch zu bezeichnenden Absicht, daß die Chancen des Älterwerdens genutzt werden, die Zumutungen in menschlich reifer Weise angenommen und die Erfüllungen ausgekostet werden und daß Menschen in Würde sterben können.<sup>1</sup> Dabei können die vielen empirischen Einzeldisziplinen mit ihrer Fülle von hilfreichen Einsichten im Detail von sich aus noch nicht die Richtung ausmachen und begründen, die bei der Verwirklichung guten und richtigen Menschseins eingeschlagen werden soll. Was das Altern und Sterben im Ganzen der lebensgeschichtlichen Entwicklung für das Gelingen von Menschsein in jeder und vor allem letzter Hinsicht bedeutet, ist eine spezifisch ethische Frage, eine Frage des philosophischen und theologischen Nachdenkens über den Sinn des Alterns und Sterbens und damit immer auch eine Frage des Menschenbildes.

## 1. In Würde altern

Jede Lebensphase hat ihre Aufgaben, Herausforderungen, Erfüllungen und besonders am Übergang zur nächsten auch ihre Krisen: Das Kind übt im freien Spiel den Umgang mit der Wirklichkeit; der heranwachsende Mensch sucht seinen Ort in der Gesellschaft und in der Welt; die Erwachsenen sind bestrebt, Ordnung in ihre Gefühle zu bringen und die ihnen aufgegebenen Verantwortung zu übernehmen und schöpferisch Leben weiter zu geben, zu gestalten und zu fördern. Jede Phase verweist mit der ihr zugemessenen begrenzten Zeit, trotz unbestrittener Eigenbedeu-

---

\* Dieser Text, bei dem der Vortragsstil unverändert beibehalten wurde, wurde 1995 beim Kongress der Barmherzigen Brüder aus Anlass des 500. Geburtstages ihres Gründers, Johannes von Gott, in Wien gehalten. Der Inhalt wird, so scheint mir, je älter wir werden, desto aktueller.  
Originalpublikation im Kongressband der Barmherzigen Brüder: 500 Jahre professionelle Pflege – Beruf und Berufung. 29.-31.5.95, Wien 1996, 36-39.

<sup>1</sup> Vgl. A. Auer, Geglücktes Altern. Eine theologisch-ethische Ermutigung, Freiburg 1995, 20; Simone de Beauvoir, Das Alter, Reinbek 1972.

tung, zugleich auf die je nächste lebensgeschichtliche Phase. So reift der Mensch nach und nach als ganzheitliche Gestalt. Verweigert sich der Mensch der andrängenden nächsten Stufe, denn bleibt der Sinnwert der früheren nicht einfach weiter in Geltung, sondern der Mensch regrediert und wird infantil.

Die Phase des Alterns unterscheidet sich von den vorhergehenden nun insofern, als sie nicht mehr wie diese auf eine nachfolgende verweisen kann. Der alternde Mensch stößt an die unerbittliche Grenze des Todes. Das Sterben ist die einzige irdische Lebensphase, die ihm noch bevorsteht. Diese Zukunft wirft ihre Schatten voraus, die Sterbenselemente häufen sich:

- Altern ist noch keine Krankheit, aber es gibt eine zunehmende Anfälligkeit für spezifische Alterskrankheiten.
- Die Fähigkeit zu rascher Neuorientierung und das Kurzzeitgedächtnis lassen nach; durch stetes Training kann aber oft die geistige Lebendigkeit erhalten werden; auch die Stimulation durch die Umgebung spielt eine große Rolle.
- Das Selbstbild des alten Menschen und das Bild, das ihm die Gesellschaft vorhält, stehen in einem Wechselverhältnis: Begegnet die Gesellschaft dem alten Menschen mit Hochachtung, begünstigt dies auch eine positive Selbsteinschätzung.
- Auch das Nachlassen der Kommunikationsfähigkeit, die Reduzierung der Interessen, der Rückgang der Initiativen sind vorwiegend auf die Lebensumstände zurückzuführen. Dennoch bleibt die Einsamkeit eine der größten Lasten, die greise Menschen zu tragen haben. Wiederum gilt es, ungewollte Isolation zu unterscheiden von einer erfüllten Einsamkeit, zu der Menschen mit reicher Lebenserfahrung leichter finden.
- Simone de Beauvoir<sup>2</sup> belegt eine ganze Palette negativer psychologischer Reaktionen auf die Erfahrung des Alterns mit vielfach erschütternden Zeugnissen: Angst, Selbsttäuschung, Verschweigen der seelischen Not, Dürre, Traurigkeit, Apathie, intellektueller Appetitmangel, Indolenz, Verdrossenheit, Ekel, Egozentrismus, Feindseligkeit, Tyranisierung, Geiz usw.

Die all die anderen Belastungen begleitende Grundstimmung der spezifischen Angst alter Menschen hängt mit der Veränderung ihrer Zeiterfahrung zusammen. Die vor ihm liegende Lebensspanne ist kurz und wird spürbar kürzer und endet tödlich mit dem Tod. Die Vergangenheit erscheint, so sehr sie die Lebensgestalt des alten Menschen geprägt hat und so sehr er versucht, die Vergangenheit in der Erinnerung festzuhalten, sie erscheint ihm entzogen: ein für alle Mal vorbei. Und die gewährte Gegenwart verkürzt in jedem Augenblick die ohnehin schon kurze Zukunft unverzüglich weiter. Das macht in besonderer Weise Angst, bietet zugleich aber auch die Chance, die Kostbarkeit des Heute mit seinen kleinen Möglichkeiten mit größerer Aufmerksamkeit als je zuvor in seiner Bedeutung wahrzunehmen und auszukosten.

---

<sup>2</sup> Simone de Beauvoir, Das Alter, Reinbek 1972.

Immerhin, die Wahrscheinlichkeit erhöhter Lebenserwartung enthält einen gewissen Aufschubeffekt der Vorbereitung auf den Tod. So entsteht die Versuchung, daß der alte Mensch unentwegt dem Diesseits zugewandt bleibt, Jugendlichkeit simuliert und frühere Lebensphasen mit ihren Sinnwerten festhält. Die Erscheinungen der Flucht aus der ethischen Aufgabe, in Würde zu altern, sind Legion.

Der Aufschubeffekt eröffnet allerdings auch früher nicht so gekannten Sinnwerten des Alterns eine Chance. Beim Übergang in den Ruhestand muß der Mensch seine Prioritäten neu bestimmen und seine Zeit neu einteilen. Wofür man Zeit hat, darin zeigt sich, was einem wichtig ist. Wir kennen in unserem aktiven Leben die Einteilung in Arbeitszeit und Freizeit. Dies ist für die so notwendige Zeitsouveränität im Alter zu wenig und zu undifferenziert. Die Zwänge der Arbeitszeit sind schlagartig wie weggeblasen und hinterlassen nicht selten eine Leere. Alles erscheint plötzlich als von außen her unstrukturierte Freizeit, die dem alten Menschen ein Übermaß an Gestaltungszwängen zulastet. Wenn er in seinem früheren Leben gelernt hat, als weitere Dimension so etwas wie Sozialzeit zu gestalten, dann wird ihm das beim Eintritt in den Ruhestand zugute kommen.

Das Alter als letzter Aufruf zur Freiheit in Vernunft und Solidarität fordert zu weiteren Differenzierungen der Persönlichkeit und ihres Freiheitsengagements heraus: Die Pflege und verbindliche Vertiefung wertvoller menschlicher Beziehungen, die Bereitschaft zu karitativen und anderen sozialen Dienstleistungen, eine zurückhaltende Mitwirkung an der Zukunft der kommenden Generation aus der unaufdringlich eingebrachten Erfahrung machen auch im Alter frei. Alterserotik und Sexualität sind immer noch belastet von pseudomoralischen Vorurteilen ebenso wie von der medial veröffentlichten Meinung, die nur jugendliche Schönheit und Vitalität preist – ein Maßstab, an dem die meisten alternden Menschen scheitern müssen. Andererseits eröffnet sich im Alter die Möglichkeit einer neuen Ästhetik über die Wahrnehmung des Partners um seiner selbst willen: äußerlich attraktive Einzeleigenschaften treten zurück hinter die Wahrnehmung der Person des Partners in der Mitte ihres Wesens.

Die entscheidende „Leistung“ im Alter besteht wohl darin, sein Altsein in solcher Weise zu leben, daß die Aussicht auf den persönlichen Tod weniger bedeutend empfunden wird und auch die körperlichen Belastungen weniger in den Mittelpunkt gestellt werden als das Wissen, für eine weitere Zukunft etwas getan zu haben als einem Menschen und Menschenalter gegeben ist: Kinder, Leistungen für das kulturelle Leben, Freundschaften usw. sind Wege, auf welchen der Mensch zu einem dauerhaften Sinn beitragen kann, der die Grenzen seines eigenen Lebens überschreitet.

Dennoch bleibt bei all den Sinnwerten der gewonnenen Jahre mit zunehmender Dringlichkeit je älter der Mensch wird, keine Handlung, kein Gedanke, kein Traum, der nicht auf die eine oder andere Art von der Erfahrung des Todes und seinen sich häufenden Vorboten bestimmt ist. Der Tod wirft Schatten auf alle Parzellen des Lebens und stellt die Freiheit vor die letztentscheidende Wahl: Verweigerung oder Annahme.

Der Mensch kann sich der Auseinandersetzung verweigern durch Flucht in Resignation, Isolation, Selbstbemitleidung oder auch durch Flucht nach außen, indem er in panischer Angst alles zusammenrafft, was an Selbstbestätigung noch bleibt: Rastlose Tätigkeiten mit ständiger Selbstüberforderung, Reisen – die ihm eigentlich keine Freude mehr machen und nur belasten – alkoholische Ausschweifungen usw. Die große Verweigerung entsteht immer dann, wenn der alte Mensch innerlich nicht dazu steht, daß sein Dasein ihm nunmehr endgültig die Vollendung seiner Freiheitsgeschichte angesichts ihres zu Ende Kommens abfordern: Wer will ich gewesen sein? Für wen oder was will ich gelebt haben? Gibt es für mich persönlich eine Hoffnung auf Zukunft, in dieser meiner – in diesem unwiederbringlich einmaligen Leben gestalteten – Individualität neu zu werden und zu bleiben? Albert Paris Gütersloh schreibt einmal, wenn der Mensch schon sterben muß, soll er auch sterben wollen. Und wir müssen hinzufügen, nicht nur, weil wir sterben müssen, sondern auch, weil wir sterben dürfen. Es wäre ein unvorstellbarer Gedanke, wenn wir zum immerwährenden Verbleiben in dieser konkreten geschichtlichen Existenz verdammt wären.

Die Annahme des Alterns mag ähnliche Stufen durchlaufen wie sie Elisabeth Kübler-Ross für die Annahme des Sterbens herausgearbeitet hat: nicht wahrhaben wollen, Zorn, Verhandeln, Depression und schließlich Zustimmung. Die erste Voraussetzung für die Identitätsfindung im Alter ist die Annahme des Unvermeidlichen, das Einvernehmen mit der eigenen Endlichkeit und allem, was dazugehört: Das Zulassen von unüberwindlicher Trauer, Einsamkeit, unvermeidlicher Schmerzen, Krankheiten und immer häufigeren Todesnachrichten von lieben Menschen und Freunden. In der Annahme dieser Momente der Endlichkeit kann sich eine neue Wachheit für das Wesentliche unseres Menschseins einstellen: Der alte Mensch ist frei vom Zwang der Zeit, vom Zwang des Erfolges und Ansehens, es möglichst vielen Menschen gleichzeitig recht zu machen, von selbst auferlegten Zwängen usw. Der Mut zur unvoreingenommenen Sicht auf die eigenen Leistungen kann wachsen. So kann die unverstellte Identität einer Persönlichkeit sich aus der Distanz zum aktiven Berufsleben einstellen. Von der Hektik des modernen Lebens mit ihren Zwängen sollte der alte Mensch Abstand gewinnen können, weil es auf nichts mehr ankommt, als das gewährte Jetzt mit wirklich in Freiheit und Liebe gewählten Möglichkeiten – mögen sie noch so klein sein – zu erfüllen. Er kann der Natur und dem Leben der Menschen zuschauen und zuhören und ohne voreilige Kritik mit immer neuem Erstaunen und vielleicht auch Humor an der Vielfalt des Lebens teilnehmen. So kann ein ganzheitliches Lebenskonzept seiner letzten Reife entgegenwachsen, in dem alles seinen Platz findet: Veranlagung, Herkunft und Grenzen. Vor allem hat der alte Mensch Zeit, darüber nachzudenken, wie er sein bisheriges Leben bewerten möchte und das ihm täglich neu Angebotene in Übereinstimmung mit sich selbst einbringen kann. Solange die Kraft reicht, ist kaum etwas hilfreicher für die Identität des alten Menschen als der Dienst am Mitmenschen.

Wie bei allen anderen Lebensaufgaben auch, braucht der Mensch besonders in seinem Alter die Hilfe der Gesellschaft. Die Sozialpolitik muß zunächst darum besorgt sein, daß möglichst kein alter Mensch in unseren Gesellschaften unter die Armutsgrenze fällt. Eine besondere Sorge betrifft die altersgerechte Wohnung. Ein wichtiges Desiderat in diesem Zusammenhang wäre die Entlastung von besonders für alte Menschen unzumutbaren bürokratischen Schwierigkeiten, wenn diese von einer größeren in eine kleinere Wohnung tauschen wollen. Wenn es nicht mehr anders geht, sollten Altenheime für die verschiedensten Lebensumstände von Selbstversorgung bis zur Pflegestation ausreichend geschaffen werden. Wo immer es allerdings möglich ist, sollte durch Pflegegeld und Pflegeversicherung und entsprechende Hilfsdienste die Möglichkeit dafür geschaffen werden, daß Verwandte ihre alten Menschen auch daheim in die letzte Lebensphase begleiten können.

Der Übergang vom Arbeitsleben in den Ruhestand sollte womöglich abgestuft und gleitende Übergänge möglich werden. Die Medizin könnte sich der alten Diätetik, der Lehre vom gesunden Leben, erinnern und über die Behandlung einzelner Krankheiten zu einer Ökologie des Alterns finden. Über all dem, was die Gesellschaft auch an Bildungs- und anderen Aufgaben für die Alten hat, darf umgekehrt nicht übersehen werden, daß bald ein Drittel der gesamten Bevölkerung wie eine riesige soziale Reserve bereitsteht: Kenntnisse, Erfahrungen und Fertigkeiten können ohne nennenswerte Verluste bei vielen Menschen bis ins späte Alter bewahrt werden, wenn sie eingesetzt und gesellschaftlich gefragt sind. Alte Menschen können bescheidene Dienste in der Nachbarschaft, Krankenhäusern, Besuchsdienst, aber auch bei Kindern und in vielen anderen Bereichen anbieten. Vielleicht könnten sie auch bei der Integration der Ausländer eine wertvolle Hilfe leisten. Der Phantasie, wie Alte Alten helfen können, sollten alle Türen geöffnet werden.

Vor allem können alte Menschen in unserer Gesellschaft durch ihre späte Freiheit enthüllen, daß es eine gefährliche Verkürzung der Humanität bedeutet, wenn nur junges und leistungsfähiges Leben für wertvoll gehalten wird.

Das alles betrifft elementar das Verhältnis der Generationen in unserer Gesellschaft. Ich fasse den Punkt 1 hinsichtlich seiner gesellschaftlichen Konsequenzen zusammen: Angesichts der heute beobachtbaren Prozesse der Entsolidarisierung der Generationen<sup>3</sup> gilt es, nicht nur den bestehenden Generationenvertrag zu erhalten und zu vertiefen, sondern geradezu an einem neuen Generationenvertrag zu arbeiten: So wie die Eltern ihre Kinder zur Welt bringen, sollen künftig die Kinder ihre Eltern aus der Welt begleiten können.<sup>4</sup> Die Hindernisse, die dem im Wege stehen, können nicht von den einzelnen Bürgern allein überwunden werden. Vielmehr ist ihre Beseitigung eine wichtige gesellschafts- und kulturpolitische Aufgabe für die nächsten Jahrzehnte. Am Ende des Lebens steht unweigerlich das Sterben.

---

<sup>3</sup> Vgl. P. Zulehner u.a., Vom Untertan zum Freiheitskünstler, Freiburg–Basel–Wien 1991, bes. 84-88.

<sup>4</sup> Kardinal Carlo M. Martini in seiner Schlußrede beim 7. Symposium der Konferenz der Europäischen Bischofskonferenzen „Geburt und Tod als Herausforderung der Evangelisierung“ zit. in: P. M. Zulehner/P. Becker/G. Virt, Sterben und sterben lassen, Düsseldorf 1991, 71.

## 2. In Würde sterben

Alle, die Sterbende in einem kürzeren oder längeren Sterbeprozess begleiten, sollten um die letzte und entscheidende sittliche Lebensaufgabe wissen. Sterben gehört zum Leben. Das Sterben als letzte Lebensphase stellt wie das ganze Leben spezifische sittliche Gestaltungsaufgaben. Der Sterbende sollte das Subjekt der Gestaltung seines Sterbens sein können und nicht bloß das Objekt oder gar der „Empfänger“ eines entehrenden Mitleides, das ihn infantilisiert. Für viele Menschen bietet sich in unserer hektischen Zeit vielleicht hier erstmals die Chance, den Sinn des begrenzten und nun unwiderruflich zurückliegenden Lebens in seiner Ganzheit zu entdecken. Diese sittliche Aufgabe, die uns allen noch bevorsteht, besteht darin, das zurückliegende Leben in seiner Ganzheit anzunehmen, sich mit diesem Leben und den Menschen, die in ihm eine Rolle gespielt haben, zu versöhnen und dieses Leben in Frieden hinzugeben und zu lassen. Dem Sterben kann nur Sinn geben, was auch dem Leben Sinn gegeben hat. Umgekehrt konnte auch das zurückliegende Leben nur dann glücken, wenn es in allen seinen Facetten angenommen und bewältigt wurde, also auch mit den Vorboten des Todes mitten im Leben. Die nicht bewältigten Aufgaben bedürfen wie das Abschiednehmen einer Trauerarbeit und überdies der Reue als sittliche Revision des Lebens, die sich nicht selten in einem Todeskampf bis tief in die emotionalen Schichten der Person manifestieren kann.

Dieser Entdeckungs- und Gestaltungsvorgang braucht seine Zeit und – wie alle wichtigen Lebensaufgaben – auch die Hilfe anderer Menschen. Diese Zeit dem Menschen zu stehlen oder abzukürzen ist unethisch. Die Sorge um die Ermöglichung eines Sterbens in Würde schließt ethische Kriterien ein, mit Hilfe derer die Grenzen markiert werden, daß der Mensch sicher nicht zu früh stirbt, aber auch, daß der Mensch angesichts der modernen medizintechnischen Möglichkeiten nicht zu spät stirbt.

Wer die in der Bioethik und auch in der Politik mittlerweile heftig entflammte Debatte um aktive Sterbehilfe genau verfolgt, wird zunächst die große Uneinigkeit unter den Befürwortern einer Tötung auf eigenes Verlangen bemerken hinsichtlich der dort angeführten Kriterien. Allein diese – meist sehr emotional geführte – Diskussion zeigt, daß es keine klaren Kriterien gibt, die sicherstellen, daß der Mensch nicht zu früh stirbt, d.h. diese seine letzte Lebensaufgabe erfüllt hat, wenn Ärzten oder irgend jemandem gestattet würde, Menschen direkt und aktiv zu töten. Hinzu kommt die realistische Beobachtung, daß die Selbstbestimmung des Sterbenden vielfältigen Drucksituationen ausgesetzt ist; oft bedeutet der Wunsch, getötet zu werden, überdies einen verdeckten Hilferuf oder der Wunsch nach Beendigung des Lebens wird in einer depressiven Durchgangphase geäußert, von der wir wissen, daß diese Phasen sich in einem Sterbeprozess auch wiederholen können. Die Zumutung der Gesellschaft an Ärzte, Krankenschwestern und Pfleger zu töten, würde das Vertrauen in diese Stände schwer untergraben und zudem einen Widerspruch zur standesethischen Deklaration des Weltärztebundes von Madrid 1987 bedeuten:

„Die beabsichtigte Beendigung eines Lebens, selbst auf dessen eigenen Wunsch oder auf Wunsch naher Angehöriger, ist unethisch. Dies hindert den Arzt jedoch nicht daran, dem Wunsch eines Patienten zu folgen und das Sterben in der Endphase einer Krankheit seinen natürlichen Lauf gehen zu lassen.“

Überdies wären die gesellschaftlichen Folgen unabsehbar, wenn es in einer Gesellschaft „in“ würde, direkte aktive Euthanasie zuzulassen angesichts der Belastungen, die sich für die jungen und gesunden Verantwortungsträger ergeben, die letztlich darüber zu befinden haben; es wäre nämlich wieder einmal die billigste Lösung.

Einen Menschen hingegen sterben zu lassen, wenn er soweit ist, ist sittlich gerechtfertigt und gefordert, wenn medizinische Maßnahmen in keinem Verhältnis zu einer Besserung im Gesamtzustand des Patienten mehr stehen, wo schwerstes Leid nur mehr künstlich verlängert wird oder keine Fähigkeit zu personalen Vollzügen mehr erwartet werden kann. Die Ursache des Sterbens ist dann die Krankheit bzw. der ganzheitliche Lebensprozeß des Menschen, der zum Tode führt, und nicht eine – niemals vom Mißbrauch freizuhaltende – Fremdverfügung. Es ist ein ethisch bedeutsamer Unterschied, ob ein Mensch fordert, ihn zu töten oder ob er darum bittet, ihn in Frieden sterben zu lassen. Dies sind sozusagen die Grenzen: Direkt aktiv töten? Nein! – Sterben lassen, wenn es soweit ist? Ja! Innerhalb dieser Grenzen gibt es sicherlich auch schwere Gewissensentscheidungen, aber wir haben doch die moralische Gewißheit bewährter Orientierung, jenseits derer es unmenschlich wird. Niemals dürfen allerdings unterlassen werden: die Basispflege und jene medizinischen Behandlungen, die den Gesundheitszustand und die Lebensqualität verbessern können. Niemals darf auch eine ausreichende, den modernen Standards entsprechende Schmerzstillung unterlassen werden. Einer ausreichenden Palliativmedizin stehen aber immer noch der mangelnde Ausbildungsstand vieler Ärzte und bürokratische Schwierigkeiten mit dem Suchtgiftgesetz (bes. § 5) entgegen, die es verantwortungsbewußten Ärzten schwer bis unmöglich machen, z.B. am Wochenende die Substanzen für eine ausreichende Palliation zu besorgen.

Eine wahrhaftige und einfühlbare Begleitung der Sterbenden, die auf dem Weg zur letzten Reifung keine Lobby mehr bilden können, ist sittlich auch dann gefordert, wenn medizinische Behandlungen mit guten Gründen begrenzt oder eingestellt werden.

Jeder Mensch stirbt in bestimmter Weise unvollendet, aber kaum einer stirbt ohne Hoffnung. Die Hoffnungsbilder in unserer pluralistischen Gesellschaft sind wohl sehr vielfältig, das unterscheidend Christliche aber, das unsere Kultur mitgeprägt hat, besteht darin, daß der Schöpfer nicht als einsamer Gott gesehen wird, sondern als der Grund unseres Daseins, der in sich selbst Gemeinschaft und gerade so ein Gott des Lebens ist. Eine christlich motivierte Begleitung wird dem Sterbenden daher nicht nur mit Worten, sondern auch vor allem durch nonverbale menschliche Nähe helfen wahrzunehmen, daß er im Tod nicht aus der Gemeinschaft mit seinen Mitmenschen und seinem Schöpfer herausfällt, aus dessen Hand er letztlich hervorgegangen ist, und der im Tod einen neuen Anfang verheißt.